

Diskursanalys

Diskurs und Archiv

Als Begründer der Diskursanalyse gilt der französische Historiker und Philosoph Michel Foucault (1926–1984). Der Begriff „Diskurs“ wird allgemein zur Bezeichnung einer institutionalisierten Rede innerhalb differenzierter Wissensbereiche benutzt, wobei ein spezifischer Diskurs einen bestimmten Referenzbereich (und entsprechend ein Forschungsgebiet) eingrenzt, sofern über einen Gegenstand oder einen Gegenstandsbereich wissenschaftlich diskutabile Aussagen gemacht werden. In diesem Sinne kann vom „Diskurs über den Wahnsinn“, aber auch vom „psychiatrischen Diskurs“ oder „psychologischen Diskurs“ gesprochen werden. Darüber hinaus findet der Begriff „Diskurs“ in der Linguistik (Sprechakttheorie und Pragmatik) und in der Erzähltheorie Verwendung. Im Gegensatz zu *histoire* (frz. ‚Geschichte‘ als Inhalt einer Erzählung) bezeichnet *discours* die Erzählrede, d. h. den Vorgang einer Erzählung.

Im Wissenschaftsbetrieb wird der Diskursbegriff heute inflationär gebraucht. Das hat dazu geführt, dass verschiedene Diskursbegriffe vermischt wurden und sich verschiedene Bedeutungen überlagert haben. Foucault hat seine eigene Konzeption der Diskursanalyse, die er in der *Archäologie des Wissens* (1969) vorgelegt hat, als eine Art Steinbruch bezeichnet, aus dem sich andere Wissenschaftler einzelne Steine zu ihren Zwecken herausbrechen können. Es ließe sich also sagen, dass Foucaults Diskursbegriff pragmatisch offen ist, doch sollte gleichzeitig bedacht werden, dass Foucault den Begriff in einem sehr speziellen Sinne verstanden hat, und zwar als eine Redeordnung auf der Ebene der Existenzbedingungen von Aussagen. Insofern impliziert Foucaults Diskursbegriff nicht nur diskursive Regeln und Ausschließungsmechanismen, sondern auch die Ausübung von Macht. In diesem Sinne unterscheidet er sich deutlich von dem Habermas'schen Diskursbegriff, der einen Idealtyp herrschaftsfreier Kommunikation bezeichnet.

Als Untersuchungsmethode für Texte beabsichtigt die Diskursanalyse nicht wie die Hermeneutik, einen bestimmten literarischen Text in seiner Ganzheit zu verstehen und zu interpretieren. Statt den Text als potentielle Sinneinheit voranzusetzen und nach seinen Bedeutungen zu fragen, erkundet sie die diskursiven Bedingungen von Texten bzw. Aussagen, die in Texten artikuliert werden. Dazu untersucht sie bestimmte Diskursformationen, die sich durch die unterschiedlichsten Texte gleichsam ‚hindurchziehen‘ und sie erst zu sinnvollen und funktionsfähigen Texten machen. Es ist zum Allgemeinplatz geworden, bei der Beschreibung der komplexen Beziehungen zwischen Diskurs und Text auf Metaphern zurückzugreifen („Diskurse ziehen sich durch Texte hindurch“) oder die Beziehung in der Figur eines Chiasmus auszudrücken („Diskurse bestehen aus Texten und Texte bestehen aus Diskursen“). Doch sind solche Umschreibungen unzureichend, sogar irreführend. Entscheidend für das Verständnis von Foucaults Diskursbegriff ist, dass sich Diskurse und Texte

nicht auf derselben Ebene befinden. Diskurse konstituieren Texte als signifikante Zeicheneinheiten, d. h. sie machen Zeichenkonstrukte erst zu signifikanten Einheiten. Texte sind damit nichts weiter als Effekte diskursiver Praktiken.

Diskursanalyse ist keine Textanalyse, aber sie wird an Texten praktiziert. Diese Feststellung markiert eins der vielen Probleme des Versuchs, die Diskursanalyse Foucaults auf literarische Texte anzuwenden. Will man die Diskursanalyse dennoch als eine Methode für die Literaturwissenschaft nutzen, dann muss als Erstes der Begriff des Diskurses soweit eingengt werden, dass er für eine literaturwissenschaftliche Analyse praktikabel ist. Allgemein kann man den Diskurs als eine Menge sprachlicher Aussagen zu einem bestimmten Thema definieren, die gleichzeitig eine bestimmte Subjektposition impliziert sowie eine Rekurrenz bestimmter Begriffe und Strategien aufweist und ein relativ eingegrenztes Formationssystem konstituiert (vgl. Foucault 1981: 156). Als diskursive Formation unterhält eine Aussagemenge synchrone und diachrone Oppositionsbeziehungen zu anderen Aussagesystemen. Für Foucault ist der Diskurs aber nicht einfach nur die Menge von Gesagtem oder Geschriebenem. Unter Diskurs versteht er einen Zusammenhang von Aussagen, der das Wissen innerhalb eines räumlich und zeitlich begrenzten Kulturraums bedingt. Es geht Foucault um Aussagen, die einen Wahrheitswert besitzen. Seiner Auffassung nach bildet der Diskurs nicht kulturelle Phänomene ab, sondern begründet die Erkenntnis über sie, die grundsätzlich sprachlich-diskursiv vermittelt ist. Was oft übersehen wird, ist die Tatsache, dass Foucault mit dem Diskurs eine dritte Ordnung zwischen dem Sprachsystem (der symbolischen Ordnung der Sprache) und der Ordnung der Ideen bzw. Denksysteme entdeckt hat, die sowohl unsere empirische Wahrnehmung im Alltag als auch die wissenschaftlichen Theorien und Erklärungen konstituiert (vgl. Foucault 1974: 22–25). Die Diskursanalyse untersucht die Bedingungen und Regularitäten, die einer Aussagemenge zugrunde liegen und sie als eine diskursive Formation funktionieren lassen. Das Ensemble der Regeln, die Aussagen als eine diskursive Formation organisieren, beschreibt Foucault nicht als ein Textmodell, sondern als eine diskursive Praxis. Entsprechend sind Diskurse nicht mehr als Gesamtheiten von Zeichen aufzufassen (von bedeutungstragenden Elementen, die auf Inhalte oder Repräsentationen verweisen), sondern als Praktiken, „die systematisch [d. h. nach bestimmten Regeln] die Gegenstände hervorbringen, von denen sie sprechen“ (Foucault 1981: 74).

Als eine Archäologie der historischen Wissensschichten fragt die Diskursanalyse also nach den diskursiven Regeln, die in einer Epoche das Zusammenspiel und den Ausschluss von Diskursen organisieren. Von Interesse sind dabei vor allem die diskursiven Ränder. Zu untersuchen wäre, wann und unter welchen Bedingungen bestimmte Phänomene (wie zum Beispiel der Wahnsinn) ausgeschlossen werden und wann sich unter welchen Bedingungen bestimmte Diskurse konstituieren (der medizinische Diskurs des Arztes über den Wahnsinn). Der Frage nach der diskursiven Schwelle, hinter der der Diskurs eines ‚Geisteskranken‘ zur Literatur wird und damit als literarischer Text interpretiert wird, geht Foucault in seiner Studie zu Raymond Roussel aus dem Jahre 1963 nach (vgl. Foucault 1989). Analog beschäftigt er sich

zehn Jahre später mit den Texten des Kriminellen Pierre Rivière und fragt, wodurch diese Texte eine ästhetische Dimension erhalten und in einem anderen Diskurs zu funktionieren beginnen (vgl. Foucault 1975).

Die Gesamtheit der innerhalb einer Epoche faktisch formulierten Diskurse nennt Foucault das „Archiv“. Es beinhaltet als eine Art „historisches Apriori“ die „Gesamtheit der Regeln, die eine diskursive Praxis charakterisieren“ (Foucault 1981: 185). Laut Foucault werden die Möglichkeiten des Diskurses stets von gewissen Ausschließungsmechanismen wie Verboten, Grenzziehungen, Kommentaren, Methoden, Theorien, Ritualen und Doktrinen geregelt. Diese Mechanismen beschreibt Foucault überblicksartig in seiner Antrittsvorlesung am Collège de France am 2. Dezember 1970 *Die Ordnung des Diskurses*. Um ein Beispiel für solch eine kanalisierende Regelung des Diskurses zu einer bestimmten Zeit zu geben, befasst sich Foucault mit der Mendelschen Vererbungslehre und kommt zur Schlussfolgerung:

Man hat sich oft gefragt, wie die Botaniker oder die Biologen des 19. Jahrhunderts es fertiggebracht haben, nicht zu sehen, daß das, was Mendel sagte, wahr ist. Das liegt daran, daß Mendel von Gegenständen sprach, daß er Methoden verwendete und sich in einen theoretischen Horizont stellte, welche der Biologie seiner Epoche fremd war [...]. Mendel sagte die Wahrheit, aber er war nicht ‚im Wahren‘ des biologischen Diskurses seiner Epoche: biologische Gegenstände und Begriffe wurden nach ganz anderen Regeln gebildet. (Foucault 1991: 24)

Für Foucault entsteht das „Wahre“, d. h. eine Aussage mit anerkanntem Wahrheitswert, aus dem geregelten Zusammenspiel diskursiver Formationen. Die diskursiven Regeln sind aber dem Ausgesagten nicht notwendig präsent. Die Diskursanalyse fragt nach den Bedingungen der Diskurse und versucht, die Ordnung ausfindig zu machen, der sie folgen. Dazu zieht sie gleichzeitig den indifferenten Raum, von dem aus gesprochen wird, in Betracht (einen „Raum der Differenzierung“, in dem die Aussage die Unterschiede erst auftauchen lässt, vgl. Foucault 1981: 133) sowie die nicht-diskursiven Praktiken der Macht, in denen die Diskurse eingebettet sind.

Diskursanalyse und Literaturwissenschaft

Foucault hat seine theoretischen und methodologischen Positionen fortwährend verschoben, um sein Denken beweglich zu halten und ihm immer wieder neue Themen zugänglich zu machen. Mit der Entwicklung der Diskursanalyse als Methode und dem Übergang zur Machtgenealogie verändern sich auch die Möglichkeiten, Literatur diskursanalytisch zu problematisieren. In seinen verstreuten Schriften zur Literatur (Rezensionen, Kritiken, Essays), die er in den 1960er Jahren publizierte, hat sich Foucault am intensivsten mit literarischen Texten und dem Status der Literatur in der abendländischen Kultur auseinandergesetzt. In seinem Frühwerk sieht Foucault in der Literatur eine Art Heterotopie, einen Ort, wo das Andere in den Diskurs hereinbricht, wo das vorher Ungedachte neben das Gewöhnliche treten

kann und unsere Denkkordnung erschüttert. In diesem Zusammenhang hat Foucault das Konzept der Literatur als „Gegendiskurs“ entworfen (vgl. Foucault 1974: 76). Denn für Foucault besteht die Essenz der Literatur gerade nicht darin, sich selbst im Spiel der Zeichen zu repräsentieren, sondern über die Referenzfunktion des Zeichens hinaus auch ihre Selbstreferenz zu suspendieren: „In der modernen Zeit ist die Literatur das, was das signifikative Funktionieren der Sprache kompensiert (und nicht bestärkt).“ (Foucault 1974: 77) Erst vor dem Hintergrund der Kompensation des signifikativen Funktionierens der Sprache wird Foucaults Begriff des Gegendiskurses verständlich. Das ‚Subversive‘ der Literatur liegt nicht auf der thematischen Ebene, sofern sie über Dinge redet, wie es kein anderer Diskurs tut, sondern auf der Ebene der Zeichenfunktion. Die außergewöhnliche Rolle, die Foucault der Literatur in dieser Phase seines Denkens (Mitte der 1960er) beimisst, lässt deutlich werden, warum die Diskursanalyse in der Literaturwissenschaft auf so große Resonanz stößt, obwohl doch die Diskursanalyse von Foucault nicht als Untersuchungsmethode für literarische Texte konzipiert worden ist.

Mit der Analyse der diskursiven Formationen rücken bei Foucault Ende der 1960er zunehmend die Regelmäßigkeiten und Ausschließungsmechanismen ins Blickfeld. Foucault beschäftigt sich mit dem Regime wahrheitsfähiger Aussagen, insbesondere in den Wissenschaften vom Menschen. Literatur ist für die Diskursanalyse nur noch insofern relevant, als es um ein Wissen geht, das Aussagen über Literatur und ihren Status macht, die einer wissenschaftlichen Wahrheitsprüfung unterzogen werden können. Diese Fragestellung ist für eine Literaturkritik dennoch von Interesse, da die Zuschreibung bestimmter Texte zur Literatur gewisse Vorstellungen, vor allem aber eine Praxis der Zeichendeutung impliziert. D.h. eine Zuschreibung zur Literatur verleiht diesen Texten nicht nur einen gewissen Status im Verhältnis zu anderen Texten, sondern setzt auch ein bestimmtes Wissen voraus, das wiederum diskursiv geregelt ist, aber auch durch die Zuschreibung weiterer Texte (wie der Fall Roussel zeigt) historischen Veränderungen unterliegt. Einer Diskursanalyse ginge es folglich weder darum, Hypothesen oder Grundsätze über Literatur zu formulieren, noch darum, eine bestimmte Literatur durch poetologische Grundsätze zu legitimieren. Sie untersucht Literatur stattdessen im Gefüge pädagogischer, politischer, ökonomischer, juristischer, medizinischer oder psychiatrischer Diskurse und fragt, wie sich der literarische Diskurs in Abgrenzung oder in der Überschneidung zu diesen konstituiert und strukturiert (vgl. Foucault 1990). Das Interesse einer Diskursanalyse wäre ein diskurspolitisches mit der Fragestellung, wann bestimmte Texte als literarisch eingestuft und andere aus dem literarischen Diskurs ausgeschlossen werden. Gefragt wird auch, welche Subjektpositionen in einem Diskurs impliziert sind.

Mitte der 1970er Jahre widmet sich Foucault verstärkt der Analyse von Machtverhältnissen. Sein neues Verfahren bezeichnet Foucault in Anlehnung an Nietzsche als eine „Genealogie der Macht“. Die Wende im Denken Foucaults kündigt sich bereits in seiner Antrittsrede am Collège de France an, als Foucault davon sprach, „daß in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert und

kanalisiert wird“ (Foucault 1991: 10–11), nur dass er jetzt nicht die Regeln des Diskurses untersucht, sondern die Macht, die im Diskurs wirkt oder ihn konstituiert. Literatur ist dabei insofern relevant, als sie Zeugnis ablegt für Machtmechanismen (wie im Kriminalroman) oder gegenläufige, subversive Praktiken erkennbar werden lässt (vgl. Wolf Kittlers Theorie des Partisanen in Kittler 1987). Während der 1980er Jahre beschäftigt sich Foucault mit einer völlig neuen Thematik, den sogenannten Selbstpraktiken, mit denen sich das Subjekt als ein bestimmtes ethisches Subjekt konstituiert. In diesem Zusammenhang gewinnt die Literatur als Bestandteil bestimmter Subjektivierungstechniken eine neue Funktion (vgl. Foucault 1993 und Dünne 2003). An die machtgenealogische Fragestellung ließe sich einerseits eine literatursoziologische Betrachtung anschließen, die Foucaults Konzeptionen der Disziplinarmacht, Subjektivität und Sexualität aufgreift. Andererseits sind aus Foucaults Überlegungen eine Reihe von Topoi (Diskurs, Diskurspolizei, Diskursformation, Aussageereignis, die Autorfunktion und die Rede vom Verschwinden des Autor-Subjekts) in die (poststrukturalistische) Theorie übernommen worden. An nordamerikanischen Universitäten hat sich die *theory* bereits als eigenständiges Fachgebiet etablieren können. Im Folgenden soll es aber um die Möglichkeiten einer Operationalisierung der Diskursanalyse für eine literaturwissenschaftliche Textkritik gehen.

Es sollte an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, dass die Diskursanalyse im Fach Literaturwissenschaft keineswegs unumstritten ist. Der Grund ist zum einen in der Geschichte der wissenschaftlichen Disziplin zu suchen, denn die Philologie ist als Fachdisziplin im deutschen Sprachraum in Verbindung mit hermeneutischen Verfahren entstanden. Die hermeneutische Literaturwissenschaft folgt einer diskursiven Praxis, die man allgemein als eine interpretative Textpraxis beschreiben könnte. Sie setzt einen unausgesprochenen Bedeutungsüberschuss im Text voraus und ist auf das Subjekt ausgerichtet. Daher wird sie nur schwer die diskursanalytischen Prämissen akzeptieren können, dass das Subjekt als ein Effekt diskursiver Formationen zu betrachten ist und dass die moderne Literatur die signifikative Funktion sprachlicher Zeichen kompensiert. Die Diskursanalyse tendiert außerdem dazu, gängige Erklärungskategorien wie „Text“, „Autor“, „Gattung“, „Epoche“ usw. zu suspendieren. Damit steht sie quer zur vorherrschenden interpretativen Praxis. Im Gegensatz zur Textinterpretation will sie das Prinzip bestimmen, „gemäß dem nur die signifikanten Gesamtheiten haben erscheinen können, die [zu einer bestimmten Zeit in der Geschichte] Aussagen gewesen sind“ (Foucault 1981: 172–173). Sie zieht dazu die Seltenheitswirkung der Aussage in Betracht. Interpretative Textdeutungen dagegen versuchen, die Seltenheit von Aussagen zu kompensieren, indem sie deren Sinn vervielfältigen und eine Überfülle der Bedeutungselemente im Verhältnis zum einzigen Signifikat behaupten, das im Text nur implizit ausgesagt wird und das durch die Interpretation aufgespürt werden muss (vgl. Foucault 1981: 175). Gegen den (hermeneutischen) Kommentar wendet Foucault weiterhin ein, dass er „*per definitionem* nie beendet sein kann“:

Dennoch ist der Kommentar völlig auf den rätselhaften, gemurmelten Teil gerichtet, der sich in der kommentierten Sprache verbirgt. Er läßt unterhalb des existierenden Diskurses einen anderen, fundamentaleren und gewissermaßen ‚ersteren‘ entstehen, den wiederherzustellen er sich zur Aufgabe macht. Es gibt nur einen Kommentar, wenn unterhalb der Sprache, die man liest und entziffert, die Souveränität eines ursprünglichen Textes verläuft. Und dieser Text verspricht bei der Begründung des Kommentars diesem gewissermaßen als Belohnung seine endgültige Entdeckung. (Foucault 1974: 73)

Das Problem des Kommentars sieht Foucault in der vorausgesetzten Vorstellung, man müsse ein verloren gegangenes Sein wiederfinden und mittels kritischen Kommentars wieder zugänglich machen. Für den Diskursanalytiker gibt es kein Sein, das dem Diskurs vorausginge. Foucaults Kritik am interpretativen Kommentar hat ihn zu einem Wortführer der sogenannten Antihermeneutik werden lassen.

Rezeption der Diskursanalyse in den Literaturwissenschaften

Auf der einen Seite lässt sich in den letzten zwanzig Jahren eine Konjunktur diskursanalytischer Begriffe verzeichnen sowie ein zunehmender Einfluss auf kulturwissenschaftliche Fachgebiete, auf der anderen Seite muss jedoch eine Einengung der Rezeption festgestellt werden. Zwar wurde im Laufe der Zeit ein großer Teil des diskursanalytischen Vokabulars in die Literaturwissenschaft übernommen, doch ohne dass ein methodisches Vorgehen ausgearbeitet oder Modifikationen vorgenommen worden wären, die eine gegenstandsbezogene Diskursanalyse möglich gemacht hätten. Entweder war man bemüht, kulturwissenschaftliche Konzeptionen diskursanalytisch zu untermauern, um hermeneutische oder sozialgeschichtliche Ansätze abzuwehren, oder man lenkte die Aufmerksamkeit auf bislang weitgehend tabuisierte Gegenstandsbereiche (dem Wahnsinn, der Delinquenz, dem Rausch, dem Hermaphroditismus) und untersuchte die diskursive Konstruktion solcher Gegenstände, die kulturelle Wertvorstellungen transportieren oder soziale Ausschließungen unterstützen (vgl. During 1992). Die Literatur erscheint in dieser Hinsicht als ein Bereich, in dem tabuisierte Themen, ausgegrenzte Lebensweisen oder in der Gesellschaft noch unrealisierte Möglichkeiten zur Darstellung gebracht werden können.

Diskursanalytische Argumente werden in der germanistischen Literaturwissenschaft vorrangig dahingehend benutzt, eine auktoriale Legitimation und Vermittlung von Literatur durch diskursive Praktiken in Frage zu stellen (vgl. Kittler/Turk 1977). Literarische Subjektivität erscheint als Schnittpunkt differenter Diskurse. Eine Umorientierung der wissenschaftlichen Forschung auf literarische „Aufschreibesysteme“ rückt besonders den Aspekt der Medialität ins Blickfeld, d. h. die medientechnologischen Regeln des Aufschreibens sowie die medialen Funktionsweisen der literarischen Sinnproduktion (vgl. Kittler 1995). Kittlers Untersuchungsgegenstand bilden die technischen Apparaturen und institutionellen Gegebenheiten, die in verschiedenen Epochen auf bestimmte Weise Literatur hervorgebracht haben. Als „Auf-

schreibesystem“ (der Begriff stammt ursprünglich vom Paranoiker Schreiber, über den Freud eine Studie schrieb) begreift Kittler ein Netzwerk von Technologien und Institutionen, die der jeweiligen Kultur die Adressierung, Speicherung und Verarbeitung relevanter Daten erlauben. Bibliothek und Schreibmaschine bilden für Kittler die zwei großen technologischen Konfigurationen, die die literarischen Aufschreibesysteme um 1800 und um 1900 determinieren. Was Kittlers Analyse im Besonderen diskursanalytisch werden lässt, ist der Versuch, die technologisch bedingten Regelsysteme und Äußerungsproduktionsmaschinen quasi als die Existenzfunktion der Zeichen zu erfassen. Kittlers Analyse dringt somit bis zu einer Ebene vor, die mit der von Foucault in der *Archäologie des Wissens* beschriebenen Aussageebene vergleichbar wäre. Dort definiert Foucault die Aussage (in Abgrenzung zu den Äußerungen, d. h. zur Proposition, zum Satz und zum Sprechakt) als eine dem Zeichen eigene Existenzfunktion, „die ein Gebiet von Strukturen und möglichen Einheiten durchkreuzt und sie mit konkreten Inhalten in der Zeit und im Raum erscheinen lässt“ (Foucault 1981: 126–127).

Für Foucault existiert die Aussage nicht auf demselben Niveau wie Äußerungen oder Texte. Die Theorie der Aussage gibt der Analyse des Diskurses gewissermaßen einen Inhalt, indem sie in das allgemeine, unbegrenzte, scheinbar formlose Feld des Diskurses eine bestimmbare, obgleich funktionale Größe einführt. Was Foucault unter der Materialität der Aussagen zu fassen versuchte, begreift Kittler medientechnologisch und beleuchtet damit einen Gesichtspunkt, den die Foucaultsche Diskursanalyse weitgehend außer Acht ließ. Problematisch an Kittlers Ansatz ist jedoch, dass er die grundlegende technologische Ordnung nur über die Technik beschreiben kann, die aber selbst von Technologien und Wissensordnungen bedingt ist. Einen Ausweg versucht Kittler über die medientechnische Sozialisierung des schreibenden Subjekts zu finden. Im Unterschied zu Foucault sieht Kittler die Formationsprinzipien des Diskurses in der Erziehung und Sozialisation begründet, womit er sich wieder von der Diskursanalyse ab- und der Literatursoziologie zuwendet. Für Kittler stellen sich damit Fragen wie: Durch welche Umstände lernen die Schriftsteller das Alphabet? Für wen und in welchen Institutionen schreiben sie? Für das Aufschreibesystem 1800 spielt der Muttermund die entscheidende Rolle; laut Kittler stehen die unterweisenden Mütter am „Diskursursprung als Produktionsbedingung der klassisch-romantischen Dichtung“ (Kittler 1995: 38). Die Alphabetisierung des (Dichter-)Kindes verbindet Kittler mit der Erotisierung des Buchstabens, die sich in der Dichtung als Preisung der (abstrakten) Mutter im (weiblichen) Ideal der Natur artikuliert. Ein weiterer Punkt ist die flüssige Handschrift, die Kittler zufolge die Eigentümlichkeit des Individuums garantiert und das, was es durch Bildung geworden ist: „Handschriftlichkeit wie aus einem Guß anziehen heißt Individuen produzieren.“ (Kittler 1995: 106) Die flüssige Handschrift steht bei Kittler für die „großen metaphysischen Einheiten, die die Goethezeit erfindet – Bildungsweg, Autobiographie, Weltgeschichte.“ (Kittler 1995: 105) Was Kittlers Analysen trotz der umstrittenen und teilweise kurzschlüssigen Argumentation dennoch literaturwissenschaftlich relevant werden lässt und von literatursoziologischen und sozialgeschichtlichen An-

sätzen unterscheidet, ist der Umstand, dass sie auf die mediale Bedingtheit des literarischen Diskurses zuzugreifen versuchen.

Eine andere Anwendungsmöglichkeit bietet die Theorie des Interdiskurses von Jürgen Link. Seine Theorie verbindet die Diskursanalyse mit Elementen der generativen Erzähltheorie und unbewussten Symbolforschung, um eine Art generatives Grundgesetz der Literatur aufzustellen. Diese Art Matrix regelt nach Ansicht von Link die Verarbeitung elementarer Kollektivsymboliken, also diskursprägender Symbole, die sich im kollektiven Bewusstsein verankern und den herrschenden Diskurs strukturieren. Als kollektiv können die hier gemeinten Symbole insofern angesehen werden, als sie nicht nur in einem einzelnen Text zu finden sind, sondern gewissermaßen zum kommunikativen und kulturellen Gemeinbesitz einer Gesellschaft gehören. Durch die Analyse der Kollektivsymbole wird es möglich, etwas über den grundsätzlichen Weltbezug einer Gesellschaft in Erfahrung zu bringen, denn wie die Kulturphilosophie seit längerem behauptet, teilt sich dieser durch kollektiv geteilte Bildräume mit.

Der Entwurf der Interdiskurstheorie läuft im Grunde auf eine Erweiterung von Foucaults Diskursanalyse zu einer Interdiskursanalyse hinaus. Dieser Theorieausbau ist insbesondere dem Gegenstand der Literatur geschuldet, der nach Links Ansicht nicht als diskursive Formation im Sinne einer Region speziellen Wissens aufgefasst werden kann. Schematisch unterscheidet er deshalb zwischen „Spezialdiskursen“, d. h. historisch-spezifischen Diskursformationen, wie sie Foucault untersucht hat, und „Interdiskursen“, d. h. interferierenden, koppelnden bzw. integrierenden Querbeziehungen zwischen mehreren Spezialdiskursen (Link/Link-Heer 1990: 92). Als Interdiskurs versteht Link also „alle Aussagen und sonstige Diskurselemente bzw. Diskurskomplexe [...], deren Okkurrenz nicht auf einen oder wenige Spezialdiskurse beschränkt ist“ (Link 1999: 154). Das Augenmerk seiner literarischen Analyse liegt dabei auf den sogenannten interdiskursiven Elementen, die gleichzeitig in verschiedenen Spezialdiskursen auftauchen können. Dazu gehören Kollektivsymbole, stereotype Figuren (z. B. Charaktere) und Narrationsschemata (z. B. Mythen), ferner Themen, Probleme und Argumente. Zur Fundierung seiner Konzeption bezieht sich Link direkt auf Foucault, der in seiner *Archäologie des Wissens* von „interdiskursiven Konfigurationen“ im Sinne von „Interpositivitäten“ spricht (Foucault 1981: 226), womit er bestimmte diskursive Homologien meint, die sich auf ein gemeinsames Prinzip zurückführen lassen bzw. auf gemeinsame Regularitäten, die verschiedene Diskurse organisieren (Analogien diskursiver Regularitäten zwischen verschiedenen einzelnen diskursiven Formationen).

Link begreift die Kollektivsymbole als signifikante Elemente des Interdiskurses. In einer Studie zur Literatur des 19. Jahrhunderts zeigt er, inwiefern das Symbol des Ballons vor allem bei demokratischen, liberalen und sozialistischen Autoren die Möglichkeiten des Menschen verkörpert, durch Vernunft und Technik die Natur zu beherrschen und den ewigen Menschheitstraum vom Fliegen zu erfüllen. Im Gegensatz dazu haben die konservativen Kräfte den Ballon als eine eher ‚windige‘ Erscheinung aufgefasst. Als ein nicht zu kontrollierender Spielball der Winde ist er das

Symbol für einen zügellosen Fortschritt, der die Bodenhaftung buchstäblich verloren hat.

Links Unterscheidung zwischen Spezial- und Interdiskurs erlaubt zwar, den Spielraum für formalisierbare (wissenschaftliche) Aussagen einerseits und ideologische Aussagen andererseits genauer einzugrenzen, aber die Anwendbarkeit auf den Gegenstand Literatur bleibt fraglich. Link geht es vorrangig um die Klassifizierung von Bedeutungsweisen, die aber weder für eine Beschreibung diskursiver Regeln noch für das Studium der Bedingungen von Signifikation geeignet ist. Link behauptet zwar, mit seinem Ansatz eine Streuung interdiskursiver Aussagen, Diskurskomplexe, Modelle, Themen in den Blick nehmen zu können, doch bleibt seine Interdiskurstheorie bei einem strukturalistisch-semiotischen Diskursbegriff stehen, ohne wie Foucaults Diskursanalyse auf die Ebene der Existenzbedingungen einer diskursiven Ordnung zuzugreifen. Es handelt sich um eine Typologie bestimmter Diskurselemente, nicht um eine Analyse diskursiver Bedingungen und Regularitäten, wie sie Foucault in seiner *Archäologie des Wissens* einfordert.

Klaus-Michael Bogdal vertritt eine stärker historisierende Position und erkennt die Funktion der Historischen Diskursanalyse darin, die geschichtlichen Möglichkeitsbedingungen von Aussagen und damit die historischen Konstitutionsbedingungen von Sinn und Repräsentation zu bestimmen. In diesem Sinne könnte die Diskursanalyse einen „Ausweg aus den Aporien der beiden Erkenntnismodelle“ bieten, wobei einerseits die Hermeneutik und andererseits diejenigen postmodernen Theorien gemeint sind, welche „radikal eine substantiierbare Sinnhaftigkeit und die Homogenität der Kultur bestreit[en]“ (Bogdal 1993: 48–49). Die Diskursanalyse erlaubt es, den Begriff der Interpretation von hermeneutischen Prämissen zu lösen und die impliziten Praktiken in den Blick zu nehmen, die den Sinn erst hervorbringen und die Repräsentationssysteme konstituieren. Bogdal plädiert aus diesem Grund für eine symptomale Lektüre, die Literatur mit Blick auf ihre Sinneffekte und Repräsentationsfunktionen im Feld kultureller Praktiken erschließt. Diese an die Ideologiekritik Louis Althusser's anknüpfende Lektüre verbindet Bogdal mit einer Historischen Diskursanalyse, „die dem positiven Befund der symptomalen Lektüre – nämlich der bewußten und unbewußten, intendierten und verschwiegenen, automatisierten und singulären usw. Bedeutungen der Texte und dem Verhältnis der ‚Subjekte‘ zu ihnen – die Aufdeckung jener (materiellen, strukturellen) Prozesse entgegenhält, die grundlegender sind als das Schreiben und die Herstellung von ‚Bedeutung‘“ (Bogdal 1993: 51).

Im anglo-amerikanischen Raum ging Foucaults Diskursanalyse mit einigen Leitsätzen in die *theory* ein. Die übernommenen Grundgedanken betreffen die Produktivität von Diskursen im Ensemble kultureller Praktiken sowie den Umstand, dass diskursive Praktiken stets mit Macht verbunden sind: Denn Diskurse implizieren ein bestimmtes Machtverhältnis und üben selbst Macht aus. Zwar betrachtet Foucault wie andere poststrukturalistische Denker auch den Diskurs als eine zentrale menschliche Aktivität, doch begreift er ihn nicht im Sinne eines „generellen Textes“ als ein immenses Feld von Signifikation. Statt wie der Strukturalismus die Prozesse

und Mechanismen der Bedeutungskonstitution zu erforschen, zieht Foucault die Unterbrechung des Sinns in Betracht und untersucht, was sich in der Suspension des Sinns konstituiert. Für Foucault ist der Diskurs *mehr* als nur ein System von Zeichen. Mit der Diskursanalyse versucht er, dieses ‚Mehr‘ zu ergründen (Foucault 1981: 74).

Literaturontologie und Diskursanalyse

Für die Literaturwissenschaft ist zum einen eine Historische Diskursanalyse relevant, wie sie von Bogdal vorgeschlagen wird. Zum anderen könnte ein Rückgriff auf Foucaults Literaturontologie eine Möglichkeit bieten, die Diskursanalyse als ein Lektüreverfahren bei der Untersuchung literarischer Texte anzuwenden. Um den diskursanalytischen Gedanken eines „Mehr als nur ein System von Zeichen“ in die Textlektüre aufzunehmen, müsste die Konzeption des Textes überschritten werden. Dazu verhilft die Literaturontologie (vgl. Klawitter 2003).

Der Begriff „Literaturontologie“ bezieht sich auf Foucaults frühe Überlegungen zur Literatur, die sich auf den Zeitraum von 1961 bis zur Veröffentlichung der wissenschaftsgeschichtlichen Studie *Die Ordnung der Dinge* im Jahre 1966 eingrenzen lassen. Für die Entstehung der Diskursanalyse ist die Literaturontologie von großer Bedeutung gewesen. Es handelt sich dabei um einen Denkansatz, der Mitte der 1940er Jahre in Anschluss an Heideggers Seinsphilosophie von dem Franzosen Maurice Blanchot entwickelt worden ist. Die Literaturontologie geht davon aus, dass die Sprache ein eigenes Sein hat und dass Sprache die Dinge in der Abwesenheit ihres Seins bezeichnet. Diese Abwesenheit ist die Voraussetzung jeder Signifikation. Ausgehend von verschiedenen Figurationen der Abwesenheit wie der Leere, dem Tod oder dem Fragment sowie von Formen der Negation und Auslöschung von Sinn, wie sie in der Literatur anzutreffen sind, untersucht die Literaturontologie die ontologischen Bedingungen sprachlicher Signifikation und thematisiert in dieser Hinsicht sowohl Produktion und Rezeption des literarischen Kunstwerks als auch die sprachlichen Grundlagen des Kunstwerks generell.

Für Foucault war die Literaturontologie deshalb so wichtig, weil sie eine andere Perspektive auf Literatur eröffnet als die strukturalistische Analyse der Bedeutungsprozesse. Während sich der Strukturalismus mit den Beziehungen und der Funktion der Zeichen innerhalb eines Zeichensystems beschäftigt, befasst sich die Literaturontologie mit der spezifischen Seinsweise von Literatur. Dabei stehen nicht wie im Strukturalismus die Zeichencodes und das Spiel der Signifikanten im Vordergrund, sondern die sprachlichen Verdopplungen und Figurationen der Leere, die in der literarischen Sprache einen nicht-signifikativen Raum sichtbar werden lassen. Es war gerade die Literaturontologie, die den Blick auf eine Untersuchungsebene eröffnet hat, auf der die Konstitutionsbedingungen von Literatur zu finden sind. Die wichtige Prämisse war dabei die Annahme eines Seins der Sprache, das dem signifikativen Funktionieren des Sprechens zugrunde liegt, aber von der Signifikation verdeckt

wird. Die Literaturontologie stellt jedoch keine geeignete Analytik zur Verfügung, um diese Konstitutionsbedingungen eingehend zu untersuchen. Ihre Funktion ist insbesondere darin zu sehen, dass sie die Möglichkeit eröffnet, einen Raum der Sprache zu denken, in dem die Sprache in ihrer Form und als Zeichenmaterial jenseits jeglicher Referenzfunktion sichtbar wird. Dieser Gedanke stellt eine wichtige Voraussetzung für die Diskursanalyse dar.

Ogleich die Literaturontologie in der Foucault-Rezeption weitgehend ignoriert worden ist, bietet sie, wie im Folgenden gezeigt wird, überaus stimulierende Ansatzpunkte für literaturwissenschaftliche Textanalysen, wenn man sie mit einer Diskursanalyse verbindet. Doch dazu muss die in der Literaturwissenschaft weit verbreitete Vorstellung vom „Text“ überdacht werden. Während ein Werk, um klassifiziert werden zu können, als sinnstiftende Kohärenzen die Kategorien des Autors und der Epoche voraussetzt, wird der Text gewöhnlich auf der Grundlage bestimmter Signifikationsprozesse beschrieben. Die Diskursanalyse hingegen fragt mit Blick auf die diskursive Praxis, in der diese Prozesse ablaufen, nach den Bedingungen, durch die diese textuellen Signifikationsprozesse möglich werden, sowie nach den Formen des Wissens und den Regeln, die unbewusst in der jeweiligen diskursiven Praxis impliziert sind. Was Foucault in seiner Diskursanalyse dabei eigentlich untersucht, sind Aussageereignisse und die Formationen von wahrheitsfähigen Aussagen innerhalb bestimmter historischer Zeitabschnitte. Dazu wird die Ereignishaftigkeit von Aussagen in Betracht gezogen, d. h. das plötzliche Erscheinen einer Aussage in einem diskursiven Feld. Untersuchungsgegenstand sind folgegemäß die Bedingungen des Erscheinens spezifischer Aussagen. Die Aussageereignisse werden schließlich in ihrer diskursiven Formation als ein „System der Streuung“ (Foucault 1981: 58) beschrieben. Für Foucault ist die Diskursanalyse die Methode für eine Wissensarchäologie, welche die Konstitutionsbedingungen von Aussageformationen und die Formationsbedingungen der Wissensproduktion unter dem besonderen Blickwinkel historischer Brüche untersucht. Eine Wissensarchäologie interessiert sich für das Zusammenspiel verschiedener Wissensformationen (Wissenschaften, Weltanschauungen, Philosophien, Künste) und thematisiert die Literatur als eine besondere Art des Wissens von Sprache, das sich aber vom Wissen, wie man es in den Wissenschaften antrifft, unterscheidet. Eine solche Analyse hat allerdings nicht mehr literarische Texte zum Gegenstand, sondern das Wissen, das impliziert ist, sobald man von oder über Literatur spricht. Folgt man Foucaults Überlegungen bis hier, entfernt man sich gleichzeitig von der Literaturkritik im eigentlichen Sinne. Foucaults literaturontologischen Betrachtungen hingegen bieten die Möglichkeit, den diskursanalytischen Ansatz für eine Literaturkritik fruchtbar zu machen. Gerade die Aufsätze, die Foucault über Literatur geschrieben hat, bevor er die Diskursanalyse entwickelt hatte, sind in der literaturwissenschaftlichen Forschung bislang wenig beachtet worden. Man ging stattdessen von der fertigen Diskursanalyse aus, wie sie Foucault in der *Archäologie des Wissens* formuliert hat, und versuchte, sie auf Literatur zu übertragen.

Verkopplung von Literaturontologie und Diskursanalyse

Seine früheren literaturontologischen Überlegungen führten Foucault zu der Einsicht, dass jede diskursive Ordnung nicht nur auf diskursiven Regelmäßigkeiten, sondern auch auf einem Außen basiert, das für die Ordnung gleichermaßen konstitutiv ist. Es kann einer Diskursanalyse folglich nicht allein darum gehen, die Differenz zwischen dem, was gesagt werden kann, und dem, was gesagt wird, aufzudecken (das strukturalistische Problem der Aktualisierung einer virtuellen Struktur). Eine Diskursanalyse versucht vielmehr, die Differenz zwischen dem, was gesagt werden kann, und dem, was nicht gesagt werden kann, sichtbar zu machen (das archäologische Problem, das Archiv der Aussagen zu beschreiben). Foucaults Diskursanalyse stellt damit die Frage nach der Kritik der Diskursivität, d. h. nach dem Ort, von dem aus eine Kritik der gegenwärtigen Wissensformation möglich wird.

Wenn es einer Diskursanalyse darum geht, verschiedene Textpraktiken hinsichtlich ihrer diskursiven Regelmäßigkeiten und Optionen zu beschreiben, um so eine „differentielle Analyse der Modalitäten des Diskurses“ (Foucault 1981: 199) zu eröffnen, dann stellt sich die Frage, wie die Modalität des literarischen Diskurses und die Seinsweise seiner Sprache zu bestimmen wären. Ausgangspunkt von Foucaults literaturontologischen Betrachtungen ist die Annahme, dass innerhalb dessen, was im Abendland als Literatur bezeichnet wird, sich ein Sprechen abzeichnet, welches das nicht-signifikative Sein der Sprache indiziert. Besondere Bedeutung erhält die These in Foucaults Studie über die Humanwissenschaften *Die Ordnung der Dinge*, wenn für den Beginn des 19. Jahrhunderts in den Formationen des Wissens eine „Wiederkehr der Sprache“ konstatiert wird: ein „Wiedererscheinen der Sprache in einem multiplen Gewimmel“ (Foucault 1974: 367), womit nach Ansicht Foucaults die Sprache die rätselhafte Dichte wiedererlangt hat, die ihr noch in der Renaissance eigen war. Das Besondere an Foucaults literaturontologischem Denkansatz liegt in der Konzeption der Selbstimplikation begründet. Die Selbstimplikation des Sprechens erweist sich nämlich als ein Alternativmodell zur Selbstreferentialität von Zeichen. Dieser Zusammenhang bedarf einer aufmerksamen Betrachtung der grundlegenden Figuren der Literaturontologie, vor allem der „Selbstrepräsentation der Sprache“, die durch ein Spiel von Verdopplungen und Selbstbespiegelungen zustande kommt (vgl. Foucault 2001: 346).

Foucault geht davon aus, dass die Duplikation der Sprache konstitutiv für die Entstehung des literarischen Werkes ist. Die Form der Duplikation ist bereits ein erster ontologischer Hinweis auf das Sein der Sprache, eine erste Figur der Selbstrepräsentation von Sprache, und zwar in Gestalt einer Selbstverdopplung innerhalb des Werkes. Nach Ansicht Foucaults finden sich Anzeichen der Selbstrepräsentation von Sprache schon im Werk Homers. Im achten Gesang der *Odyssee* gelangt Odysseus auf seiner Irrfahrt in das Land der Phäaken, wo er an einem Festspiel teilnimmt. Odysseus lauscht dem Vortrag eines Sängers und vernimmt die Geschichte seiner Abenteurer, als ob er bereits tot und zur Legende geworden wäre. Das Sprechen trifft an der Grenzlinie des Todes gleichsam auf einen Spiegel und indem es

versucht, den Tod aufzuhalten, lässt es in diesem Spiegel sein eigenes Bild entstehen. In der Tiefe des Spiegels, dort, wo sich das Sprechen verliert, wo es seine Signifikation einbüßt, wird man laut Foucault eines anderen Sprechens gewahr: und zwar als „winziges, inneres, virtuelles Modell“, das einen Zusammenhang von Tod, grenzenlosem Sich-selbst-Verfolgen und Selbstdarstellung der Sprache impliziert (Foucault 2001: 344). Für Foucault stellt sich die Aufgabe, die Formen der Wiederholung, Selbstbespiegelung und Verschachtelung des Sprechens zu beschreiben und sie in ihrer jeweiligen historischen Ausprägung zu spezifizieren. Denn die Formen der Selbstrepräsentation von Sprache verändern sich im Laufe der Geschichte und bilden verschiedene historische Konfigurationen („diskursive Formationen“) aus. Als solche beschreibt Foucault das sprachliche Werk, das auf Repräsentation beruht, die Literatur (seit Ende des 18. Jahrhunderts) und die moderne Literatur (seit Mallarmé).

Die Literaturontologie bündelt die Phänomene der sprachlichen Verdopplungen im Begriff der Selbstimplikation. Die Selbstimplikation des Sprechens ist eine der Existenzbedingungen dessen, was Foucault als moderne Literatur bezeichnet. Das literarische Sprechen ist nach Ansicht Foucaults seit dem Ende des 19. Jahrhunderts im Begriff, zu einem Sprechen zu werden, das zur gleichen Zeit sich selbst aussagt und in der gleichen Bewegung die Sprache, die es als Sprechen dechiffrierbar werden lässt (vgl. Foucault 2001: 547). Dieser Sachverhalt wird aber erst mit Freud denkbar. Denn Freud erklärt, dass man den Wahnsinn im Zusammenhang mit der Selbstimplikation untersuchen müsse: „Freud hat nicht die verlorene Identität eines Sinns entdeckt; er hat die hereinbrechende Figur eines Signifikanten eingekreist, der *absolut nicht* so ist wie die anderen“ (Foucault 2001: 546; Hervorhebungen hier und in weiteren Zitaten im Original). Ein Signifikant, der absolut anders ist, denn er zeigt die signifikative Leere der Sprache an (er zeigt genau genommen, *dass er nicht zeigt*). Im Anschluss an Freud begreift Foucault den Wahnsinn als ein Sprechverbot, als eine Form des ausgeschlossenen Sprechens:

Man unterstellt ein augenscheinlich dem anerkannten Code gemäßes Sprechen einem anderen Code, zu dem der Schlüssel in diesem Sprechen selbst gegeben ist; so dass dieses innerhalb seiner selbst zweigeteilt wird: Es sagt das, was es sagt, fügt jedoch etwas Stummes hinzu, das stillschweigend das aussagt, was es sagt und zugleich den Code, aufgrund dessen es das sagt. (Foucault 2001: 545)

Das „wahnsinnige Sprechen“, in dessen Falte sich die moderne Literatur laut Foucault ansiedelt, erscheint aus der literaturontologischen Sichtweise als ein Sprechen, „das sich selbst einhüllt und das unter dem, was es sagt, etwas anderes sagt, zu dem es gleichzeitig der einzig mögliche Code ist“ (Foucault 2001: 546).

Nach diesen Ausführungen zur Literaturontologie sollte die Unterscheidung zwischen dem strukturalistischen Verständnis von Selbstreferentialität und Foucaults Auffassung von Selbstimplikation klarer werden. Das Konzept der Selbstreferentialität impliziert Zeichen, die auf ihr Funktionieren in einem Zeichenzusammenhang verweisen und damit *zeigen, dass sie zeigen*. Selbstimplikation des Sprechens meint

hingegen zunächst, dass das Sprechen sich selbst zur Voraussetzung hat. Das Sprechen ist in sich selbst verdoppelt: Es fügt zum Gesagten stillschweigend etwas hinzu, so dass neben dem, was es sagt, auch der Code ausgesagt wird, aufgrund dessen es das sagt: und zwar die Sprache in ihrem nicht-signifikativen Sein als bloßes Vorhanden Sein sprachlicher Formen, die nicht bedeuten. Aus literaturontologischer Perspektive hat man es mit Zeichen zu tun, die *zeigen, dass sie nicht zeigen*. Das Sprechen gräbt sozusagen einen Hohlraum in sich aus, den es zugleich als leeren Raum markiert. Es verweist damit auf die Bedingungen der Repräsentation und Signifikation, die einer strukturalistischen Untersuchung nicht zugänglich sind, da diese immer schon signifikante Zeichen voraussetzt. Die sprachlichen Figurationen, die Foucault konkret in den literarischen Texten untersucht, indizieren die Präsenz der Sprache im Moment ihres Nicht-Bedeutens. Scheinbar unbedeutend sind die Dinge, die in solchen Texten erzählt werden, und nicht signifikativ die Signifikanten, die in einer solchen Rede freigesetzt werden. Die häufigste Metapher für das leere (nicht-signifikative) Sein der Sprache, die beispielsweise bei Poe und Mallarmé Verwendung findet, ist das weiße Blatt Papier, das gleichsam als Unterlage für das Schreiben vorhanden sein muss. Sobald aber die Buchstaben auf das Blatt Papier gesetzt werden, verliert man die Aufmerksamkeit für das weiße Blatt und wendet sich ausschließlich den Buchstaben und ihrer Bedeutung zu.

Gegenstand der literaturontologischen Analyse ist nicht das freie Spiel der Signifikanten, sondern das Zusammenspiel der sprachlichen Verdopplungen und Selbstbe-
spiegelungen, kurz das Spiel der vielfältigen Wiederholungen sprachlicher Formen, welche allein die Sprache zur Darstellung bringen. Relevant ist in diesem Zusammenhang die Indikationsfunktion der Sprache, nicht ihre Repräsentationsfunktion. Foucaults vehemente Kritik an der Repräsentation macht wiederholt seinen post-strukturalistischen Impetus deutlich und stellt seine wenigen literaturkritischen Überlegungen, obgleich sie viel früher niedergeschrieben wurden, auf eine Stufe mit denen von Derrida, Deleuze, Lyotard und dem späten Barthes.

Die Verfahren und Schreibtechniken, die Foucault in der modernen französischen Literatur analysiert, laufen seiner Ansicht nach darauf hinaus, einen „Diskurs über den Nicht-Diskurs“ zu konstituieren, dessen Rede zeigt, „wie unsichtbar die Unsichtbarkeit des Sichtbaren ist“ (Foucault 2001: 678), d. h. die ein nicht-diskursives Außen sichtbar macht, das die Signifikation bedingt, aber gleichzeitig von ihr ausgeschlossen wird. Für Foucault markiert dieser „Diskurs über den Nicht-Diskurs“ die Grenze der modernen Wissensformation und ihrer Diskursivität. Für eine Literaturanalyse können die Figuren der Wiederholung und Verdopplung, die der Literaturontologie als Indikationen für das Sein der Sprache gelten, als diskursive Ereignisse aufgefasst werden, die einen „Diskurs über den Nicht-Diskurs“ konstituieren und dementsprechend den Untersuchungsgegenstand einer Diskursanalyse abgeben. Moderne Literatur im engen Sinne ließe sich auf dieser Grundlage als eine diskursive Rede beschreiben, die ein nicht-diskursives Außen des herrschenden Diskurses anzeigt, indem sie eine nicht-signifikative Leere indiziert.

Anwendungsmöglichkeiten einer Diskursanalyse von Literatur

Mit den literaturontologischen Überlegungen wurde lediglich eine mögliche Diskursformation von Literatur individualisiert. Den Gegenstand einer Analyse dieser diskursiven Formation moderner Literatur könnten die spezifischen Verfahren bilden, mit deren Hilfe ein nicht-diskursives Außen konstruiert wird. Literatur erscheint aus diesem Blickwinkel als etwas, was unter den Gegebenheiten des modernen Wissens gedacht werden muss, aber „in keinem Fall ausgehend von einer Theorie der Bedeutung gedacht werden kann“ (Foucault 1974: 77). Der Diskursanalytiker vertritt damit die gegenteilige Ansicht der Strukturalisten, die davon ausgehen, dass sich der Signifikationsprozess in den literarischen Verfahren selbst reflektiert.

Die Diskursanalyse lässt aber noch andere Spezifizierungen des Diskursphänomens Literatur zu. Auf der Grundlage von Foucaults Überlegungen zur Literatur lassen sich mindestens drei verschiedene Problematisierungen von Literatur vornehmen. Als Erstes könnte man Literatur als einen eigenständigen Diskurs thematisieren und fragen, „wie aus der Masse von Dingen, die gesagt werden, aus dem Ensemble der tatsächlich gehaltenen Diskurse, eine gewisse Anzahl dieser Diskurse (der philosophische, der literarische) eine Sakralisierung und eine spezielle Funktion erhalten haben“ (Foucault 1990: 229). Eine solche diskursanalytische Untersuchung konzentriert sich darauf, die Bedingungen zu ermitteln, unter denen ein Diskurs als Literatur in Erscheinung tritt bzw. unter denen ein Text als Literatur gelesen und interpretiert wird. Es geht darum zu beschreiben, wie eine bestimmte Textmenge als literarischer Diskurs funktioniert. Die Bedingungen dafür, dass ein Text als Literatur aufgefasst und interpretiert werden kann, sind vielfältig und sie können in einem Netz institutioneller, sozialer oder medialer Gegebenheiten gefunden werden. Der gleichen Untersuchungen sind bereits in Ansätzen von der Sozialgeschichte und den Medienwissenschaften geleistet worden. In dieser Hinsicht wären verschiedene Anschlussmöglichkeiten an die Diskursanalyse denkbar.

Als Zweites könnte man eine Menge literarischer Texte in ihrer epistemischen Funktion beschreiben (die Episteme ist die Wissensformation einer bestimmten Epoche) und sie als eine mögliche Art der Überschreitung der Episteme thematisieren, insofern nämlich, als eine bestimmte Menge literarischer Texte sich gegen die im Denken einer bestimmten Zeit vorherrschenden Prinzipien wendet, d.h. diese unterminiert und in Frage stellt. Solche Texte lassen sich gerade nicht in ihren diskursiven Regeln einer bestimmten Epoche oder Stilrichtung zuordnen; sie entwerfen ihre Regeln selbst, schaffen neue Inhalte und regen Denksperimente an. Beispiele für eine solche Sichtweise bietet Foucault in seiner Studie *Die Ordnung der Dinge*. Zwar kommt dort Literatur nur beiläufig vor, wenn es darum geht, die Grenzen der Episteme zu bestimmen; sie wird aber ausschließlich in ihrer epistemischen Funktion thematisiert. Eine Diskursanalyse von Literatur würde dann die vielfältigen Modalitäten der epistemischen bzw. diskursiven Überschreitung erkunden.

Als Drittes könnte man eine verhältnismäßig geringe Menge literarischer Texte als einen „Diskurs über den Nicht-Diskurs“ auffassen. Diese Problematisierung kommt der gleich, die Foucault selbst angestrebt und in seinem Aufsatz *Das Denken des Außen* umrissen hat. In diesem Zusammenhang wären jene Texte zu untersuchen, die auf bestimmte Weise ein Sein der Sprache indizieren, um damit auf ein nicht-diskursives Außen hinzuweisen. Man hätte es hier auf den ersten Blick mit einer epistemischen Überschreitung zu tun, denn die Diskursordnung der modernen Episteme wird hier gleichsam unterminiert. Doch geht der „Diskurs über den Nicht-Diskurs“ über diese epistemische Funktion der Überschreitung und die Vorstellung von Subversivität hinaus, denn es wird eine neue Art von Diskursivität konstituiert. Erst an dieser Stelle findet die eigentliche Diskursanalyse Foucaults ihre Anwendung in der Literaturwissenschaft. Es stellt sich die Aufgabe, eine historisch relativ junge Diskursordnung zu untersuchen. Wie ist der innerhalb der Literatur sich abzeichnende „Diskurs über den Nicht-Diskurs“ in seinen Regelmäßigkeiten und Modalitäten zu beschreiben? Eine solche Operationalisierung, die über eine Diskurstopologie erfolgt, würde schließlich dem für Foucaults Diskursanalyse wesentlichen Aspekt der Performativität Rechnung tragen. Denn Foucault argumentiert niemals auf der Ebene der Metaphysik oder deren „Destruktion“ (Heidegger) oder „Dekonstruktion“ (Derrida); seine Diskurse über Diskurse sind nur sinnvoll in Bezug auf die Effekte, die sie erzielen, und die Kräfteverschiebungen, die sie auslösen (vgl. Mersch 1999: 171).

Zur Einführung empfehlen wir

Fohrmann, Jürgen / Müller, Harro (Hg.) (1988): *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, Frankfurt a. M.

Foucault, Michel (2003): *Schriften zur Literatur*, Frankfurt a. M.

Schneider, Ulrich Johannes (2004): *Michel Foucault*, Darmstadt.

Anwendung

Vorüberlegungen

In der Forschungsliteratur herrscht weitgehend Übereinstimmung darüber, dass die Diskursanalyse als eine konkurrierende Methode zur Hermeneutik und zum Strukturalismus begriffen werden muss (vgl. Dreyfus/Rabinow 1982). Sie stellt sogar die Interpretation selbst in Frage und ist deshalb als eine der größten Herausforderungen der literaturwissenschaftlichen Interpretation anzusehen. Nicht nur in Hinblick auf ihr Vorgehen, sondern auch in Hinblick auf das Begriffsinstrumentarium unterscheidet sich die Diskursanalyse erheblich von den traditionellen Methoden der Literatur- und Kulturanalyse. So verabschiedet sie sich von den weitgehend anerkannten Kategorien wie Werk, Text, Autor, Einfluss, mit denen auch die Literaturwissenschaft arbeitet. An deren Stelle setzt sie andere Konzepte wie Diskurs, diskursive Formation, Aussage, Diskursivitätsbegründer usw. Die Diskursanalyse ist nicht wie die Dekonstruktion eine Alternative innerhalb der Vielzahl möglicher Interpretationen, sondern muss als ein radikaler Alternativvorschlag angesehen werden, der die Interpretation selbst grundsätzlich in Frage stellt (vgl. Bogdal 1993).

An dieser Stelle sollte noch einmal wiederholt werden, dass die Diskursanalyse nicht als Analysemethode für literarische Texte konzipiert worden ist, erst recht nicht für einzelne Texte. Sie untersucht die Formationen von (wahrheitsfähigen) Aussagen, die quer durch Texte verschiedener Gattungen und Diskurse hindurch auffindbar und beschreibbar sind. Die Diskursanalyse ist im Gegensatz zu den literaturwissenschaftlichen Textdeutungen eine Analyse der diskursiven Praktiken, in denen bedeutungsvolle Aussagen nach bestimmten Regeln hervorgebracht werden. Um diese Praktiken in ihrem Regelzusammenhang zu untersuchen, reicht es nicht aus, wie der Strukturalismus die Signifikationsprozesse zu beschreiben. Stattdessen müssen die Bedingungen der Bedeutungsproduktion innerhalb diskursiver Formationen ins Auge gefasst werden, um die historischen Konstitutionsbedingungen von Sinneffekten und Repräsentationsmustern zu bestimmen. Die Diskursanalyse geht also in eine völlig andere Richtung als jede Textinterpretation, die versucht, die im Text verborgene Bedeutung aufzudecken oder die Bedeutungsprozesse in ihrem Zusammenhang darzustellen. Dennoch ist es unter bestimmten Bedingungen möglich, die Diskursanalyse auf literarische Texte anzuwenden. Dabei bietet die Diskursanalyse eine Vielzahl von Anwendungsmöglichkeiten. Jedoch ist in jedem Einzelfall eine spezielle Operationalisierung notwendig.

Möglich wäre eine diskursanalytische Untersuchung der historischen Entwicklung des Diskurses Literatur. Dabei wären die Veränderungen derjenigen Praktiken zu beleuchten, in denen Literatur hervorgebracht, als solche anerkannt und gedacht wird. Eine Diskursanalyse geht davon aus, dass Texte nicht für sich oder allein aus sich heraus einen Sinn haben. Ihren Sinn erhalten literarische Texte nur innerhalb bestimmter Praktiken und innerhalb eines bestimmten Wissens, das in diesen Prak-

tiken erzeugt wird. Vor diesem Hintergrund ließe sich die Einbettung literarischer Texte in bestimmte Diskurse untersuchen. Eine Diskursanalyse würde dann der Frage nachgehen, wie sich diskursive Problemzonen herausbilden, wie durch Ausschlussmechanismen Bedeutungen kanalisiert oder Texte durch die Verknüpfung mit außerliterarischen Diskursen mit bestimmten Bedeutungen aufgeladen werden. In Abgrenzung zu sozialgeschichtlichen Ansätzen muss noch hervorgehoben werden, dass die Diskursanalyse darauf abzielt, den Diskurs als eine Ordnung des Sprechens und Denkens sichtbar zu machen und die diskursiven Praktiken in ihren Regeln zu beschreiben.

Für die Literaturanalyse ist ferner die Verbindung des diskursanalytischen Ansatzes mit Foucaults literaturontologischen Überlegungen von Interesse. Diesbezüglich wäre eine Analyse der sprachlichen Konfigurationen denkbar, mit denen in einem literarischen Text eine nicht-signifikative Leere indiziert wird. Ergebnis einer solchen Analyse könnten Aussagen über den Status der Literatur sein und eine diskursanalytische Konzeption der modernen Literatur als ein „Diskurs über den Nicht-Diskurs“.

Heiner Müller

Der Auftrag des Sprecher-Ichs verdeutlicht eine Mission, die politischer oder anderer Art sein kann, in jedem Fall aber an bestimmte Diskurse oder „Meta-Erzählungen“ (Lyotard), d. h. allgemeine Sinndeutungen und Welterklärungsmuster gebunden ist. Es könnte eine Mission gegen den drohenden „Untergang“ (276) der Fahrstuhlwelt sein oder ein Hilfeangebot zur Befreiung der Bewohner der Peru-Welt. Für Letzteres spricht, dass *Der Mann im Fahrstuhl* nicht nur als einzelner Prosatext veröffentlicht wurde, sondern auch als Teil des Dramas *Der Auftrag. Erinnerung an eine Revolution*. Das Stück stellt den Prosatext in den Kontext eines Dekolonisierungsauftrags (vgl. die Anwendung zum New Historicism und Postkolonialismus). Geschildert werden französische Revolutionäre, die die humanistischen Ideale in der kolonialisierten Karibik vertreten und verbreiten sollen, aber mit der Niederschlagung der Revolution in Frankreich ihre historische Mission verlieren.

Warum ist dieser Punkt diskursanalytisch von Relevanz? Der Versuch, die Diskursanalyse auf Müllers Text anzuwenden, folgt dem Gedanken des Interdiskurses, der von Jürgen Link ausgearbeitet wurde. Link zufolge vereinigt ein literarischer Text Elemente verschiedener Diskurse. Diese Art literarische Diskurskonfiguration beansprucht jedoch nicht, eine Wahrheit zu vermitteln, sondern führt den Leser in die Offenheit interpretatorischer Sinnarbeit. Müllers Text ließe sich daran anschließend als Kreuzungspunkt heterogener Diskurse auffassen. Im Folgenden seien einige Grundelemente dieser Diskurse genannt: die Untergangsvision des Abendlandes, der „*clash of civilizations*“ (Samuel P. Huntington), der Diskurs der Kulturbegegnungen (vgl. Bitterli 1976), der Diskurs des humanistisch gesinnten Intellektuellen, der dekoloniale Befreiungsdiskurs von Frantz Fanon, der den eben erwähnten in

Frage stellt. Für jeden dieser Diskurse finden sich Anhaltspunkte im Text: die defekte Lokomotive, die bei Marx noch Sinnbild für Fortschritt und Revolution war; die Begegnung mit dem „Doppelgänger“ (278) und Vertreter einer anderen Kultur; der „Antipode“ (278), der die Vorstellungswelt mittelalterlicher Mönche und deren Beschreibung fremder Kulturen in Erinnerung ruft (z. B. die Reisen Marco Polos (1254–1324) oder die der Franziskaner Johannes Plano de Carpini (1182–1252) und Wilhelm von Rubruk (1215–1257) nach Ostasien); der Humanist, der seinen politischen Auftrag verloren hat und schließlich die Infragestellung des weißen postkolonialen Blicks. In dieser Hinsicht ist die Einbettung des Textes in das Drama *Der Auftrag* von Interesse, denn in Müllers Stück ist Sasportas, der „das Theater der weißen Revolution“ für beendet erklärt (Müller 2002: 26), ein Schwarzer und ehemaliger Sklave.

Die in diesem Text umrissene Diskurskonfiguration führt heterogene Diskursstränge zusammen, an deren Schnittstellen sich Spannungen ergeben und Debatten entzünden können. An den Schnittstellen können aber auch Problemfelder der eigenen diskursiven Bedingtheit eröffnet werden: Der humanistische Diskurs impliziert bestimmte Machteffekte und dient der Durchsetzung von Macht, auch wenn er ideologisch für die Befreiung vom Kolonialismus eingesetzt wird. Die abendländische Rationalität tritt dabei mit dem Anspruch auf Universalität auf und erhebt das Wort im Namen der Menschheit und der Menschenrechte. Der humanistische Diskurs des Abendlandes läuft über bestimmte Ideen, die in den Idealen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ihren höchsten Ausdruck gefunden haben. Über die Formierung der Anderen wird ein bestimmtes Menschenbild durchgesetzt, das aber ein westliches Menschenbild ist und den Kolonisierten von ihren ‚Befreier‘ ebenso aufgedrückt wird wie vorher die rassistischen Stereotypen von den Kolonisatoren.

Müllers Text ist Teil eines Dekolonisierungsdiskurses, der in den 1960ern und 1970ern die Debatten um den kolonialen Befreiungskampf dominierte. Die Figur Sasportas, in deren Rede der Prosatext *Der Mann im Fahrstuhl* in das Stück *Der Auftrag* eingefügt ist, weist Parallelen mit der Person Frantz Fanons auf, einem der bekanntesten schwarzen Revolutionstheoretiker. Fanon stammt aus Martinique, wurde in Frankreich ausgebildet, demissionierte während des Algerienkrieges aus politischen Gründen und arbeitete anschließend für die Nationale Befreiungsfront Algeriens (vgl. auch das Kapitel zum Postkolonialismus). Der entscheidende Punkt der Revolution ist für Fanon, sich von den Zuschreibungen der Weißen endgültig zu befreien. Auch die Konstitution der eigenen Identität als Schwarzer in der Anti-These zum Weißen ist für Fanon nicht zulässig. Fanon wehrte sich außerdem vehement gegen die Vereinnahmungsversuche von Sartre, der für den Befreiungskampf das Wort erhob und ein Vorwort für Fanons Buch *Die Verdammten dieser Erde* verfasste (vgl. Sartre 1986). Die Schwarzen, für die Sartre seine Stimme erhob, sind nach Ansicht Fanons ans Kreuz geschlagen worden mit eben den westlichen Ideen des Humanismus. Sein radikaler Aufruf fordert dazu auf, die Kolonisatoren zu erschlagen, damit man die zugefügten Wunden heilt und einen neuen Menschen schafft, der sich nicht länger von dem westlichen Menschenbild vereinnahmen lässt. Müller fasst diesen Menschen als einen Menschen, der im „PLASTISCHEN“ (Müller 2005: 262)

verharrt (im vorliegenden Text umschrieben mit „Händen aus Metall“ [278] und Augen „ohne Pupillen“ [277]), der unempfänglich bleibt für die westlichen Versprechen von Freiheit und Gleichheit. Mit dem Verweis auf den plastischen Menschen greift Müller Hegels Unterscheidung zwischen antiker und moderner Rechtsvorstellung auf, wonach der „plastische Grieche“ für das einsteht, „was er als Individuum vollbracht hat“, und sich nicht „in die formelle Subjektivität des Selbstbewußtseins und in das, was die objektive Sache ist“, zerschneidet (Hegel 1993: 545). Der Gedanke des plastischen Menschen schwingt in der Figur des Anderen mit, der in *Der Mann im Fahrstuhl* als „Antipode“ und „Doppelgänger“ auftaucht.

Diskursanalytisch ließe sich hier mit dem Begriff „Gegendiskurs“ anknüpfen. Das Präfix „gegen“ müsste dann aber nicht im intradiskursiven Sinne verstanden werden, auch nicht im interdiskursiven Sinne, soweit die Diskurse einem Kulturkreis angehören, sondern als außerhalb bekannter Diskursformationen, Geschichtsauffassungen und Fortschrittsverständnisse. Das „Verschwinden des Menschen“ (278) markiert das Ende des aufklärerischen Projekts „Mensch“ und damit der westlichen Vorstellung einer teleologischen Geschichtsschreibung und der Technikfaszination. Auf der letzten Seite seiner Studie *Die Ordnung der Dinge* spricht Foucault davon, „daß der Mensch verschwindet wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand“ (Foucault 1974: 462). Allerdings betrachtet Foucault in seiner Studie lediglich das Wissen vom Menschen und verkündet das Verschwinden des epistemischen Konstrukts „Mensch“, während im Text von Müller geopolitische Konsequenzen der ‚Posthumanität‘ gezogen werden. Mit dem „Verschwinden des Menschen“ sind auch die „Meta-Erzählungen“, als welche sowohl der Humanismus, als auch der Marxismus angesehen werden können, an ihr Ende gekommen. Die Oppositionen Kolonisator und Kolonisierter, Unterdrücker und Unterdrückter, Befreier und Befreiter erklären nicht mehr das neue Verhältnis zwischen dem Fahrstuhlmann und seinem Doppelgänger. An diesem Punkt zeichnet sich bei Müller der Versuch ab, am Rande der bestehenden diskursiven Ordnung den Entstehungsort eines „Gegendiskurses“ zu situieren, der nicht einfach die bestehenden Denkmuster ins Gegenteil verkehrt, sondern ein völlig neues Verständnis vom Menschen eröffnen wird (vgl. Eke 1989: 153f.). Einen Anhaltspunkt dafür gibt der Antipode mit dem „Gesicht aus Schnee“ (278). Die Farbe Weiß steht schließlich als Metapher für das Verschwinden humanistischer Werte und die Offenheit einer noch unbeschriebenen Zukunft.

Edgar Allan Poe

Für die Analyse des Textes von Poe sei zunächst auf einige literaturontologische Beobachtungen zurückgegriffen, um den Status von Literatur genauer zu beleuchten. Im Mittelpunkt einer literaturontologischen Lektüre stehen die Strategien der Sinnentleerung. Zu untersuchen wären mithin all jene Konstruktionen bzw. Figuren eines Sprechens, welches zeigt, dass es nicht zeigt. Einen Anhaltspunkt dafür im Poe-Text gibt die Zirkulation des Briefes. Nachdem der Brief der Königin vor ihren

Augen von dem Minister entwendet worden ist, bleibt ihr lediglich eine unbrauchbare Imitation zurück, die die Königin wie *litter* zerknüllt.

Eine Diskursanalyse, die den ontologischen Status der Literatur in Betracht zieht, könnte bei dieser Imitation ihren Ausgang nehmen. Der überflüssige Brief, den der Minister der Königin überlässt, als er den wertvollen Brief entwendet, kann als eine nicht-signifikative Figuration der Sprache aufgefasst werden. Indem Dupin das sprachliche Simulakrum (den seinerseits imitierten Brief) ins Spiel bringt, stellt er zugleich ein wesentliches Verfahren aus, das den Text als Literatur konstituiert und das in einer sprachlichen Verdopplung besteht, die eine signifikative Entleerung impliziert.

Dieser Gedankengang folgt bereits einer literaturontologischen Lektüre, die sich den Formen der sprachlichen Simulationen und Wiederholungen zuwendet. Um eine solche Lektürewiese theoretisch zu fundieren, stellt Foucault in einem seiner Aufsätze zur Literatur die These auf, dass die Duplikation der Sprache die Konstitutionsbedingung jeden literarischen Werkes sei. Die Sprachverdopplungen, selbst wenn sie dem ersten Blick verborgen bleiben, müssten laut Foucault als konstitutiv für die diskursive Seinsweise des literarischen Werkes angesehen werden, und die Zeichen bzw. Figurationen, die im Text zutage treten, könnten wie ontologische Hinweise gelesen werden (vgl. Foucault 2001: 346).

Der Brief ist des Inhalts beraubt und eröffnet, statt etwas Geheimnisvolles zu enthüllen, ein Spiel trügerischer Verdopplungen und literarischer Simulationen. Der Brief, so wird vom Polizeipräfekten berichtet, liegt sichtbar auf der Ablage im Gemach der Königin, allerdings mit der Adresse obenauf, so dass der eingetretene König den delikaten Inhalt nicht erahnen kann. Nur der Minister bemerkt die Verwirrung der Königin und zieht nach Abwicklung der Geschäfte einen ähnlichen Brief aus der Tasche und tauscht ihn mit dem ersten aus. In der zweiten Szene, die zugleich als Wiederholung bzw. als Simulation der ersten angesehen werden kann, besucht der Detektiv Dupin den Minister in dessen Residenz. Sein umherschweifender Blick fällt schließlich auf ein Gestell mit diversen Visitenkarten und einem verschmutzten und verknitterten Brief, der, wie wir wissen, genau der gesuchte Brief ist. „Er war fast ganz mitten durchgerissen, als habe man zuerst die Absicht gehabt, ihn als wertlos zu zerreißen, und sich erst später anders besonnen.“ (291) Die Erzählung legt die Vermutung nahe, dass der Inhalt des Briefes letztlich für den Minister uninteressant war und er deshalb monatelang zögerte, den Brief zu seinem Nutzen zu verwenden. Stattdessen ersetzt der Minister das königliche Initial der ursprünglichen Empfängerin durch sein eigenes Initial auf der ‚neuen‘ Vorderseite des Briefes, um den Anschein zu erwecken, es handle sich um ein wertloses Dokument. Dazu wendet der Minister den Brief einfach um und macht sozusagen die Rückseite zur Vorderseite. Halten wir also fest: Der Brief war zerknüllt und fast durchgerissen, womit seine Wertlosigkeit simuliert werden sollte. Betrachten wir diesen Zusammenhang auf der Ebene von Signifikat und Signifikant, so finden wir das Signifikat gewissermaßen ausgelöscht oder ersetzt durch ein Spiel der Signifikanten.

Die Simulationen (das Spiel der Wiederholungen, Ähnlichkeiten, Verdopplungen und Ersetzungen) laufen auf eine anderweitige Umwendung hinaus. Die Umwen-

dungen, die im Zuge der Simulationen die Erzählung durchziehen, spielen sich nicht nur auf der Ebene des Dargestellten ab, d. h. sie wiederholen sich auf der Ebene der Bedingungen der Darstellung, mit anderen Worten: auf der Ebene der Signifikation. Der Brief wird demnach nicht nur umgewendet, indem die Rückseite zur Vorderseite gemacht wird, sondern auch seine Funktion, die sich aus der Priorität des Signifikats über den Signifikanten ergibt, wird umgekehrt. Diese Umkehrung der signifikativen Funktion der Sprache indiziert eine Aushöhlung der Sprache: Der Brief erscheint in seiner signifikativen Funktion als wertlos (d. h. er wird als wertlos ausgestellt). Man könnte folglich sagen, dass der Brief gleichsam als ein entleertes und entleerendes Doppel der Sprache in Erscheinung tritt.

Was mit diesen Ausführungen angedeutet werden soll, ist, dass der entwendete Brief durchaus als ein Hinweis auf das nicht-signifikative Sein der Sprache gelesen werden kann, sofern sich der *letter* selbst als *litter* kennzeichnet, also zeigt, inwiefern er nicht signifiziert. Offensichtlich ist genau diese Simulation von Wertlosigkeit dasjenige Moment, aus dem dieser literarische Text seine Ambivalenz, sein Geheimnis und seine Spannung bezieht. Verfolgt man diesen Gedanken weiter, so ließe sich die Literatur durchaus als ein Spiel von Wiederholungen und Differenzierungen auffassen, die einen nicht-signifikativen Raum der Sprache indizieren. Literatur wäre nichts anderes als diejenige auf den Ruinen der signifikativen Sprache errichtete Rede, welche den doppelten Boden der Sprache spürbar werden lässt, indem sie sich zugleich als wertlos inszeniert und aus dieser Inszenierung zugleich ihren symbolischen Wert schöpft.

Eine Diskursanalyse bleibt nur solange Textanalyse, wie sie auf den Status der Literatur und ihrer diskursiven Seinsweise bezogen wird. Als Archäologie von Wissensformationen, wozu Foucault seine Methode eigentlich ausgearbeitet hat, verlässt sie die Grenzen der Literatur und verweist auf diejenigen Wissensordnungen, die bei der Produktion oder Rezeption von Literatur impliziert sind oder in die der jeweilige Text entsprechend eingelagert ist. Im Falle von Poe bietet sich die Geschichte der modernen Kriminal- und Detektivromane an, als deren Begründer Poe gilt. Dieser Aspekt wird in der Anwendung zum New Historicism weiterverfolgt.

Lu Xun

Die Anwendung der Diskursanalyse auf den Text von Lu Xun konzentriert sich auf die Frage, welche Subjektpositionen in dem vorliegenden Text impliziert sind, und untersucht die Modalitäten des Subjekts. Wer spricht? Im *Tagebuch eines Verrückten* gibt es zwei Erzählerstimmen: den Herausgeber, der die Tagebuchaufzeichnungen einleitet, und den eigentlichen Verfasser des Tagebuchs, der als ‚verrückt‘ bezeichnet wird. Als Geisteskranker gilt der Verfasser des Tagebuchs als nicht zurechnungsfähig, und die Aufzeichnungen könnten lediglich einen Einblick in die Struktur seines Geisteszustandes geben. Genau diese Absicht gibt der Herausgeber auch vor, wenn er sagt, er wolle mit der Publikation des Textes der Öffentlichkeit einen Fall für me-

dizinische Studien unterbreiten. Aber der Begriff „Medizin“ mag genauso codiert sein wie der Begriff „Kannibalismus“, von dem die ganze Zeit die Rede ist. Die Begriffe werden in einer übertragenen Bedeutung sinnvoll.

Es fragt sich, ob die im Text implizierten Subjektpositionen in den Erzählerstimmen aufgehen. Angesichts der Tatsache, dass Lu Xuns Text insbesondere wegen seiner gesellschaftlichen und politischen Relevanz bedeutsam ist, kann angenommen werden, dass in dem Text noch eine andere Subjektposition impliziert sein muss oder sogar mehrere. Um diese nicht auf den ersten Blick sichtbaren Subjektpositionen aufzuspüren, sei auf den Umstand verwiesen, dass das *Tagebuch eines Verrückten* der erste Text von kanonischem Rang in der chinesischen Literatur ist, der in der Alltagssprache geschrieben wurde. Lu Xun reagiert mit dem *Tagebuch eines Verrückten* auf seine Weise auf das Problem der literarischen Moderne, insbesondere auf die Ausdifferenzierung von politischem Engagement und Autonomieanspruch der Kunst. Ähnlich wie die modernen Avantgarden in Europa versucht er, die Kunst als ein Engagement für ästhetische Form in die politische Praxis zu überführen. Indem er eine über mehrere Jahrhunderte währende Abgeschlossenheit der Kunstsprache aufbricht, reißt er eine soziale Barriere nieder, welche die Literatur nur für Gelehrte zugänglich machte und sie dem weniger gelehrten Volk weitgehend vorenthielt.

Vor diesem Hintergrund ließe sich ein Viereck denken. Die Eckpunkte der einen Seite bilden die beiden Erzählerstimmen und auf der gegenüberliegenden Seite können die Position des Revolutionärs und des Literaten platziert werden. Tatsächlich ist Lu Xuns schriftstellerische Tätigkeit durch politisches Engagement einerseits und Rückzug in die Kunst andererseits gekennzeichnet. Bekanntlich sympathisierte Lu Xun mit den Modernisierungsbestrebungen der sogenannten Bewegung des 4. Mai von 1919, die sich zum Ziel setzte, den auch nach der Ausrufung der Republik im Jahre 1911 einflussreichen Konfuzianismus zu bekämpfen.

Der politische Diskurs in China bedurfte einer bestimmten Redestrategie: der Strategie der indirekten Kritik. Diese kongruiert mit dem, was der französische Sinologe und Philosoph François Jullien unter Allusivität und der Strategie der „insinuierten Kritik“ versteht (Jullien 2000: 57). Chinesische Gelehrte nutzten ihre literarischen Talente, um ihre Polemiken und Beleidigungen „in delikateste Insinuationen zu kleiden, und zwar mit Hilfe von Anspielungen, deren wirkliche Bedeutung sich dem Empfänger zum gegenwärtigen Zeitpunkt entziehen kann, da sie wie mit Zucker überzogene bittere Pillen verdaut werden müssen“, wie es der amerikanische Missionar Arthur Smith beschrieb (zit. n. Jullien 2000: 55). Gleichmaßen schützte eine insinuierte Kritik den Gelehrten vor der Gewalt der Macht, wenn er einen politischen Machthaber kritisierte.

Wir finden eine solche Redestrategie auch bei Lu Xun. Im *Tagebuch eines Verrückten* bedient sich Lu Xun zweier Darstellungsverfahren. Zum einen wird die dargestellte Wirklichkeit über das Delirium des Geisteskranken vermittelt. Zum anderen wird der wahre Zustand der Gesellschaft durch das Bild des Kannibalismus symbolisch verschlüsselt. Die insinuierte Kritik macht sich insofern bemerkbar, als

durch das Delirium die Wahrheit hindurchschimmert. Der Sinn basiert letztlich auf einer Umkehrung: Nicht der angeblich Verrückte ist krank, sondern die feudale Gesellschaft. Den Umkehrschluss muss der Leser selbst vollziehen. Diese Verfahrensweise bietet Lu Xun die Möglichkeit einer distanzierten Gesellschaftskritik. Mit Jullien können wir sagen, dass Lu Xun zwei Diskursstrategien nutzt und sie miteinander kombiniert: zum einen den Symbolismus, den er, als er sich in Japan mit westlicher Literatur befasste, der europäischen Moderne entlehnte, und zum anderen die Allusivität, mit der er von der chinesischen Tradition her vertraut war (vgl. Jullien 2000: 368). Durch diese Kombination wird Lu Xun als sprechendes Subjekt etwas möglich zu sagen, was er zu seiner Zeit auf direktem Wege nicht hätte sagen können, ohne sich unmittelbaren Gefahren auszusetzen.

Schließlich stellt sich die Frage, wie die beiden Seiten des oben skizzierten Vierecks vermittelt werden können und wo, an welchem Ort des Sprechens sich die textuellen Darstellungsverfahren und revolutionären Intentionen treffen. In diesem Zusammenhang erweist sich eine Begebenheit als relevant, von der im Vorwort zum Erzählband *Applaus* berichtet wird. Erzählt wird, wie eines Tages ein japanischer Film gespielt wurde, der apathische Chinesen zeigte, die der Hinrichtung eines Landsmannes beiwohnten. Lu Xun kam zur Überzeugung, dass seine chinesischen Landsmänner Menschen eines schwachen und rückständigen Landes waren, die zu nichts anderem dienten, „denn als Material und Zuschauer eines sinnlosen Schauspiels“. Er empfand dies schlimmer als „Krankheit und Tod“ (vgl. Lu Xun 1994: 10). Es erschien ihm daher wichtig, ihren Geist zu ändern, und beschloss, sich literarisch zu betätigen und eine literarische Bewegung ins Leben zu rufen, um dem chinesischen Volk eine Stimme zu geben. Lu Xun versucht auf eindringliche Weise, die Notwendigkeit einer Veränderung der Bewusstseinsstruktur aufzuzeigen und seinen Landsleuten die Augen zu öffnen. In einer Rede aus dem Jahr 1927 brachte er seine Motivation mit folgenden Worten zum Ausdruck: „Wir haben Menschen, aber keine Stimme, die Einsamkeit ist groß. Kann ein Mensch ohne Stimme leben? Nein, man kann ihn als tot bezeichnen oder, milde ausgedrückt, als stumm.“ (Lu Xun 1973: 66)

Bevor aber dem Volk eine Stimme verliehen werden kann, muss das die Menschen erweckende Subjekt einen Ort des Sprechens finden. Für Lu Xun stellt sich folglich die Aufgabe, in diesem Ort die Positionen des Literaten und des Revolutionärs zu vereinigen. Es müsste ein Ort sein, von dem aus eine insinuierte Kritik möglich ist, um die chinesischen Landsleute aus ihrer Lethargie zu reißen. In der Mitte des Vierecks müsste entsprechend eine weitere Subjektposition lokalisiert werden. Sie läge im Kreuzungspunkt der beiden Diagonalen, welche die Darstellung im Text mit den literarischen und revolutionären Intentionen verbinden. In diesem Punkt treffen sich Leben und Text derart, dass die Darstellung der Zwangsvorstellung einer Menschen fressenden Gesellschaft und der Biographie Lu Xuns zueinander finden.

Wir finden einen Anhaltspunkt für diesen Ort des Sprechens in demselben Vorwort des Erzählbandes *Applaus*. Dort schildert Lu Xun, wie er als Kind in der Apotheke Medizin für seinen Vater kaufte. Doch die Medizin nützte nichts und der Va-

ter starb. Als er erfuhr, dass die Modernisierung Japans in großem Maße auf der Einführung der medizinischen Wissenschaften beruhte, entschloss er sich, für ein Medizinstudium nach Japan zu gehen. Lu Xun wurde zwar kein Arzt, aber die Vorstellung der Literatur als Arznei kann man nicht nur im Vorwort des Erzählbandes, sondern an vielen Stellen seines Werkes finden. Eine Erzählung desselben Bandes trägt den Titel *Das Heilmittel* und führt die Thematik des Menschenfressens weiter. Die fünfte und gleichsam zentrale Subjektposition wäre folglich die des schriftstellenden Arztes, der die chinesische Gesellschaft von der Krankheit politischer Apathie heilen will.

Gehen wir von diesen Überlegungen zurück zum *Tagebuch eines Verrückten*, so erscheint die Intention des Herausgebers, die Aufzeichnungen der medizinischen Fachwelt zum Studium vorzulegen in einem anderen Licht. Der Arzt spricht gleichsam durch den Kranken hindurch und verteilt seine Medizin, die Literatur, an das Volk, und zwar – erstmalig in der Geschichte der chinesischen Kultur – in der Sprache, die auch vom Volk gesprochen wird. Denn nur so kann die Kritik verstanden und das konfuzianische Gift aus der Gesellschaft entfernt werden.